

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

12 (14.1.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 2

Die Gestalt des Paracelsus

Von Will Scheller

Es ist vielfach, als würde erst in den heutigen Zeitaltern eines kulturellen Chaos durch die damit verbundene geistige Not das Verständnis geweckt und gereift für Menschen, die, vor Jahrhunderten in ähnlicher Bedrängnis hausend, Epochen einer späteren Behaglichkeit und Friedsamkeit fremd, seltsam, wunderbar vorkommen mochten. Gar nicht so lange ist es her, da konnte noch beispielsweise, wer bei „Fachsleuten“ dem Wilde des Paracelsus nachfragte, höchst abfällige Auskunft erhalten: Quackfalter, sagte der Apotheker, Kurfürscher, sagte der Arzt, Charlatan, sagte der Historiker. Heute wagt schon keiner mehr, der „auf der Höhe“ sein will, ein solches Urteil auszusprechen, wenn es um Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim sich handelt. Zweieinhalb Jahrhunderte haben genügt, den Schwatz von dreieinhalb Jahrhunderten ad absurdum zu führen. Die Schriften des Paracelsus werden auf mannigfaltige Weise neu herausgegeben, flüchtige Biographen wie Strunz, Spunda sind bemüht, das Wesen des Mannes in seiner persönlichen und in seiner zeitgeschichtlichen Prägung aufzuhellen, und ein Erzähler von Rang, E. G. Kolbenheyer, hat das Leben des Renaissance-Deutschen in einer großangelegten bildhaften und geisterfüllten Romandichtung eindringlich gespiegelt.

Nach allen diesen auf Grund tieferer Erkenntnis geformten Darstellungen war Paracelsus allerdings kein Quackfalter, sondern ein Chemiker von vorausschauender Einsicht, kein Kurfürscher, sondern ein Arzt, der in seiner Praxis und in seiner Theorie der Neuzeit manches vorgehen hat, und kein Charlatan, sondern ein Denker von höchst eigener, weitreichender Geisteskraft — ein Mensch jedenfalls von bedeutendem Ausmaß, der in seiner Zeit alle Qualen der Einsamkeit des Genies und des rastlosen Wandertums erdulden mußte, weil weder die Alchymisten, die unfindbare Dinge zu finden trachteten, noch die in abstrakten Systemen befangenen Ärzte, noch die von sterbenden Traditionen abhängigen Denker ihn begreifen wollten oder konnten.

Schließlich ist es die Geburt der Neuzeit mit ihren heftigen Wehen und Erschütterungen sozialer, politischer, wissenschaftlicher und religiöser Art — die Befreiung des Denkens und Forschens von den zu Fesseln gewordenen Lehren der Scholastik und des Innenlebens voran sich berechtigten, aber veräußerlichten Postulaten kirchlicher Dogmatik, neues Aufblühen der Künste, ein Reifen des Nationalgefühls, Umschichtung der staatlichen Machtbereiche, zuletzt das Entstehen des individuellen Bildungsbegriffs — kurz, es ist gleichsam der Kulturkampf der werdenden europäischen, insbesondere der deutschen Menschheit, was in dem Naturkampf der werdenden Persönlichkeit in dem einzigen, auf schweizerischem Boden geborenen Sohn des schwäbischen Arztes Wilhelm Bombast von Hohenheim wie in einem magischen Brennpunkt gespiegelt wird. Andererseits ringt sich das Wesen des Reformators der Heilkunde an den erregenden Eindrücken der zeitlichen Nöte wie an den Erlebnissen des eigenen Schicksals empor zu einer Selbstständigkeit der inneren Gestalt, die seine einzelnen Taten und Meinungen übertrug und überdauert.

Hier, in der Anschauung des ungewöhnlichen, von „Verklärung und Verfeinerung“ unwirklichen Mannes als einer einheitlichen, mehr sich selbst als den Ausdruck dieses Selbst formenden Persönlichkeit, liegt auch das Ziel des „Paracelsus“ von Friedrich Gundolf (Wondl, Berlin). Im betonten Gegensatz zu denen, die in der dunklen Ausdrucksweise der paracelsischen Schriften eine Art von Geheimchiffre sehen, deren Entzifferung Wunder offenbaren könne, wie zu denen, die darin einen nicht minder gewollten trügerischen Schwulst erblicken, bewertet Gundolf die Schriftstellerei des Paracelsus als den „unzulänglichen Versuch, ein Sach- und Geheimwissen, das nun doch einer eigenen Fachsprache nicht entraten kann, der ungelehrten Menge beizubringen durch Umschreibungen und Wiederholungen, Verdeutlichungsmittel, die aber zugleich Stilhemmnisse sind. ... Paracelsus wollte nicht guten Stil schreiben, sondern seine Kenntnisse möglichst eindringlich mitteilen“. Diese Kenntnisse waren ihm zugewachsen aus unablässiger Beschäftigung mit dem Gesamtbereich der lebendigen Natur, in deren Rahmen ihm der Mensch nur einen Gliedteil des organisch gefügten Ganzen bedeutete. Aus diesem Zusammenhang heraus suchte er auch die Krankheit zu deuten und zu heilen, wobei ihm nicht nur gründliche Erfahrungen in der Metall- und Pflanzenkunde zugute kamen, sondern auch seine Beobachtung vollstündlicher Heilverfahren, der „unterirdischen Heilwissenschaft“, wobei er freilich auch dem Aberglauben seinen Tribut nicht vorenthielt. Ging er so als Naturforscher und Heilkundiger vielfach unerhörte Wege, so ging er solche auch als Heilmeister, als praktischer Arzt — die Wege zumal eines Christentums der Tat, eines Dienens am Volke, dem er in seinen körperlichen und seelischen Nöten beistand, ohne an eigenen Gewinn zu denken; was denn mit dazu beigetragen haben mag, daß

er von manchem hohen und vermöglichen Herrn um das vereinbarte Honorar geprellt worden ist.

Die Betrachtung des Einzelfalles unter dem Gesichtspunkt eines höheren Ganzen, diese organische Anschauung der Einheit von Mikrokosmos und Makrokosmos mündete schließlich in einer Religiosität, die trotz der auch in bezug auf sie dunklen Schreibweise des Paracelsus nichts mit der schweifenden Selbsterfentung der Mystiker zu tun hatte. Gundolf geht auch hierauf ein und erörtert gründlich die Theologie des Paracelsus, die ihn ebenso einsam erscheinen läßt wie seine Eigenschaft als Mediziner. „Er war weder Papist noch Zwinglianer noch Lutheraner, sondern abermals getreu seinem Satz, wer sein eigen sein könne, solle keinem anderen folgen, ein Einzelgänger. ... Christi Wandel und Werk war ihm wichtiger als dessen Zeichen, Folgen und Worte, worum die Zeitgenossen zankten. ... Liebe, Barmherzigkeit und Leiden sind ihm der Grund, die christlichen Gefühle und Taten sind ihm die Bewährung des Glaubens“, eines Glaubens an einen Schöpfer, den seine praktische Forschung und Erfahrung voraussetzt, und an einen Erlöser, der Taten verlangt, nicht Gedanken, Stimmungen oder gar bloß Worte.

Daß ein so selbständiger, unabhängiger, innerlich und äußerlich kämpfender Mensch kein Blatt vor den Mund nahm, wenn er sich zu wehren hatte, kann, zumal in einer so unhöflichen Zeit wie der des sechzehnten Jahrhunderts, nicht wundernehmen. Gundolf geht auch an der Grobheit des Paracelsus nicht vorüber, begründet sie aber psychologisch einleuchtend genug, um sie als unvermeidlich erscheinen zu lassen. Sie stört auch nicht das Bild des „hellen, körnigen Forschers, Sammlers, Helfers und Frommen“, der „einer der ersten Aufklärer“ war, „trotz seines stämmigen und fragenlosen Christenglaubens“, stört nicht das Bild des heroischen Kämpfers gegen eine Jahrhunderte alte Anschauungswelt, der gegenüber er den „Vorrang des Ihs über die Menschen“ und die unzerstörbare, durch einen lebendigen Wechselstrom der Kräfte zusammengehaltene Einheit der Schöpfung verfocht und damit auf die (auch heute noch) höchst unvollkommene Menschenkenntnis vom Innern der Natur unerbittlich hinwies, den Dünkel der Katheder- und Bücherweisheit gewaltig untergraben. Daß ein solcher Mensch auch späteren Zeiten viel zu sagen hat, kann nicht bezweifelt werden; um so mehr ist es zu begrüßen, daß Paracelsus nun auch in Friedrich Gundolf einen ebenso warmherzigen wie sachkundigen Vermittler gefunden hat.

Schillers Fiesco im Rundfunk

Von Karl Wittmann

„Ist kein Dalberg da?“ So rief bei jeder Kaiserkrönung der Herold, und ein Dalberg gab dem Kaiser den Rittertschlag. Ein Nachfahr der Erbkämmerer des Hochstiftes Worms, Freiherr Seribert v. Dalberg, tat größeres, er eröffnete dem dreizehnhundertjährigen württembergischen Chirurgen Schiller Bühne und Bahn, er erteilte dem größten deutschen Dramatiker den Rittertschlag. Dies soll Dalberg unvergessen bleiben. Nicht nett ist es, daß der „Süddeutsche Rundfunk“ dem Intendanten v. Dalberg unter vergnüglicher Aufzählung aller seiner Hofwürden die Rückgabe des umgearbeiteten Fiesco-Manuskriptes an den Autor auftrug und die Ablehnung als „hämisch“ bloßstellte. Was dem neugeborenen jungen Dichter damals geschah, widerfuhr und widerfuhr noch heute manchem begabten jungen und alten Adepten der Dramatik, ohne daß ein Haub danach kräht, und nach anderthalb Jahrhunderten danach zu krähen, ist ein recht billiger Spaß.

Vor der Hauptfront des Mannheimer Nationaltheaters stehen die bronzenen Gestalten Schillers und, links und rechts, Dalbergs und Zfflands. Nichts anderes hat die Bildwerke dieser drei Männer auf diesen Platz vereinnigt als „Die Räuber“ und „Fiesco“, die dramatischen Erstlingsgaben des Dichters, sein größter Erfolg und sein größter Mißerfolg. Nichts anderes als die Jugend selbst ist es, die auf dem Mannheimer Theaterplatz steht. Der Dichter hatte noch nicht das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht, ihm gleichaltrig war Zffland, der Darsteller des Franz Moor und des Verrina, und Dalberg war ein Jahr jünger als Goethe. Diese Jünglinge waren es, die mit Hitz und Hott sich bemühten, zwei geniale und unreife Erstlingswerke auf der Bühne anzujedeln.

Nachdem kürzlich das Freiburger Hörspiel „Die Räuber“ nicht in der Mannheimer Bühnenbearbeitung vorgeführt hatte, war kaum zu erwarten, daß die Stuttgarter es mit „Fiesco“ anders machen würden. Dies war schon aus dem Personenverzeichnis ersichtlich und aus der Benennung des Stückes als „republikanisches Trauerspiel“, denn die neue Fassung, die Fiesco und Leonore am Leben und die Republik siegen läßt, ist mit Haut und Haar ein Schauspiel, nichts anderes.

Doch gerade der kathedrale Ton, mit dem eine Feder vom Bau die Freiburger und ihren Intendanten im D-

gane des Südfunks wegen der „Räuber“ erheblich anhauchte, ließ der Hoffnung Raum, daß die Stuttgarter auf die vom Dichter selbst entschlossene Fassung zurückgreifen würden. In der Tat aber bekamen wir die erste Fassung zu hören, und diese genau mit den Streichungsmängeln behaftet, die der Kritikus in der Zeitschrift an der Aufführung der „Räuber“ mit Recht gerügt hatte.

Starke Kürzungen sind bei ausgewachsenen Fünftatern nötig, denn einem in sich geschlossenen Spiel von mehr als zweistündiger Dauer sind moderne Nerven nicht gewachsen. Doch die Kürzungen dürfen nicht, wie geschehen, die Zusammenhänge unverständlich machen. Der Raum, der dem Mohren zur Ausbreitung seines auch aus dem Munde eines Emanuel Striese blühendwirksam, im Hörspiel aber jedenfalls verblassenden Bites vergönnt war, würde zur Ausfüllung mancher schmerzhaft empfundener Lücken ausgereicht haben. Die leider unter den Tisch des Hauses gefallene großartige Ansprache zwischen dem alten Doria und dem jungen Fiesco ist dichterisch wertvoll und für die Wiedergabe im Rundfunk besonders geeignet.

Im Personenverzeichnis zum „Fiesco“ der ersten Fassung stellt der Dichter uns seinen Helden folgendermaßen vor: „Junger, schlanker, blühender Mann von dreieinzwanzig Jahren, stolz mit Anstand, freundlich mit Majestät, höflich geschmeidig, und ebenso tüchtig.“ Dieser Charakteristik könnte hinzugefügt werden: „Verwöhnt, raschen Impulsen nachgebend, Mann der schönen Gebärde, von Ehrgeiz ungetrieben, wankelmütig bis zur Zweispieltigkeit.“

An Wankelmüt überstürzt Fiesco alle Weislingen und Clavigo. Sich selbst und uns, den arglosen Lesern, mag er vorspiegeln, daß der sehr weit getriebene Flirt mit der Gräfin Imperiali nur eine Nummer seines kaltfinnigen politischen Programmes sei. Einmal aber vertrat er sich, indem er, von dem Mordanschlag dieser Dame gegen seine Gattin erfahrend, „außer Fassung“ ausruft: „Ungeheuer! Ungeheuer! Dieses holdselige Geschöpf? — Hat soviel Hölle in einer Frauenseele Platz?“ Und er gewinnt es über sich, „dieses holdselige Geschöpf“ in Gegenwart Leonores und der versammelten Nobilität auf die tiefste zu demütigen und „Genuas größte Narrin“ zu nennen.

Diese Entgleisungen mögen Fiesco verziehen sein. Doch sein politisches Vertriebenheit ist schwer zu ertragen. Der Mann, der noch am Vorabend der Revolution seine Überlegungen mit den Worten schließt: „Ein Diadem erkämpfen ist groß. Es wegzuverwerfen ist göttlich. Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich dein glücklichster Bürger!“ — derselbe Mann prangt und prunzt tags darauf — o Wunder — im herzoglichen Schmuß. Es ist unbegreiflich, daß die Stuttgarter sich die Mannheimer Bearbeitung haben entgehen lassen, deren letzter großer und echt dramatischer Auftritt, auch im Hörspiel der Wirkung sicher, mit den Worten Fiescos endet: „Steht auf, Genua! Den Monarchen habe ich euch geschenkt, umarmt euren glücklichsten Bürger!“

„Fiesco“ war so wenig wie „Die Räuber“ für die Schiller-Gemeinde eine Erhebung und ein Erleben. Die Frage ist wohl aufzuwerfen, ob man die Künstler und die Hörer mit Darbietungen zweifelhaften, ja negativen Genusses quälen soll, während die Musik und die heitere Sprechweise unerlöschliche und unergiebliche Gaben darbringen kann, als deren Pol und Gegenpol aufs Geratewohl und ohne des Gedankens Wäse das Largo von Händel und die einaktige Plauderei Widmanns „Ein greiser Paris“ genannt seien.

Für die dramatischen „großen Schinken“ (Verzeihung, lieber Leser, dem harten Wort, das auch gemalten Haupt- und Staatsaktionen gilt) ist das Hörspiel wenig geeignet. Es strengt sein blindes Publikum an, dem die vom Ansager eingestreuten Erklärungen die Illusion mehr fördern als fördern. Wie gut wäre es, wenn als Ersatz für alle Zwischenreden die Rundfunkzeitung an Stelle der rein literarhistorischen Einleitungen, oder zu ihrer Ergänzung, den Hörern eine kurze, einprägsame Darstellung der Geschehnisse und ein Verzeichnis der Szenen an Hand gäbe.

Unter den Mängeln der Aufführung war die verfehlte Besetzung der Rolle des Fiesco nicht der letzte. Hier wäre Karl Strube am Platze gewesen mit seinem jugendfrischen Organ, mit seiner Bonhomie, mit der Eindringlichkeit seines Wortes und der ungewollten Überlegenheit. Doch es ist begreiflich, daß man dem vielseitigen und vielbeschäftigten Künstler nicht noch eine große Rolle auf-

Bücheranzeige

Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 mit den wichtigsten Nebengesetzen, Textausgabe mit Einführung und Sachverzeichnis, herausgegeben von Dr. Rudolf Diefenbach, Professor an der Universität Leipzig. Fünfte durchgesehene und vermehrte Auflage. VIII, 342 Seiten 5.00. München 1928. C. S. Beck. Preis in Leinenband 4.20 M. Eine breit eingeleitete, von den wichtigsten Nebengesetzen begleitete Textausgabe der Verfassung des Deutschen Reiches ist ein Bedürfnis sowohl für akademische als auch für politische Kreise.

Der Kommunismus in Rußland

Partei und Staat

Von Karl Anton Prinz Rohan

Im Verlag G. Braun, Karlsruhe, erscheint fortan unter dem Titel „Moskau“ das Skizzenbuch einer Reise in Sowjetrußland von Prinz Rohan, dem bekannten Herausgeber der Europäischen Revue. Nachstehend bringen wir einige besonders interessante und belehrende Seiten zum Vorabdruck. Unsere Beurteilung weicht in manchen Punkten von der des Autors ab. (Red.)

Da in Europa das System, der Aufbau und die staatsrechtlichen Elemente der Sowjetmacht noch viel zu unbekannt sind, und da es gerade hier jenseits aller Marxismus für uns viel zu lernen gibt, will ich versuchen, diesen Aufbau in seinen großen Zügen zu skizzieren. Zwei Machtsysteme müssen scharf unterschieden werden: Partei und Staat. Die K. P., die gegenwärtig etwa 1 Million Mitglieder hat, ist die eigentliche Trägerin der Macht, die sie im Namen des Proletariats mit gelegentlich diktatorischen Methoden ausübt. In den obersten Organen der Partei läuft das gesamte politische Leben zusammen, von ihnen aus werden alle Impulse gegeben. Wenn man den Menschen des neuen Rußland fragt, wie ein solcher Zustand möglich geworden ist, so antwortet er zunächst mit den sattem bekannten marxistischen Argumenten. Jenseits dieser ist das vorurteilslos betrachtete Bild etwa folgendes: Der Kommunismus ist ein Glaubensbekenntnis. Der Glaube der Partei an den Marxismus ist ebenso fest wie der des Mohammedaners an den Koran. Durch die asketische Haltung der Führer, durch ihre ordnungsmäßige Organisation gewinnt die Partei die innere Berechtigung zu einer unerhörten scharfen Disziplinierung ihrer Mitglieder. In der Tat trainiert sie diese in strengster staatsbürgerlicher und privater Ethik, zwingt sie zu Wissen und Bildung, so daß sich die Partei immer mehr zu einer sozialen Elite entwickelt, der auch der Nichtkommunist seine Achtung nicht verjagen kann.

Die Kontrolle über die Disziplinierung wird durch ein besonderes Organ, die sogenannte Zentral-Kontroll-Kommission (Z. K. K.) besorgt, die eine Art Parteigericht darstellt. Um dieses verantwortungsvolle Amt auszuüben, um Mitglied der Z. K. K. werden zu können, wird bezeichnenderweise Parteizugehörigkeit von mindestens 10 Jahren verlangt. Die Z. K. K. geht offenbar mit größter Strenge vor. Allgemein, auch von den ablehnendsten Anhängern wird zugegeben, daß die Parteivorchriften, insbesondere Gehorsam und Einkommen betreffend, strengstens eingehalten werden. Dadurch ist es möglich geworden, daß die Kommunisten — und sie belaufen ja gleichzeitig die wichtigsten Staatsstellen — tatsächlich völlig unbestechlich sind. Die Strafen gerade auf diese Gebiete des alten Rußland sind furchtbar und gehen bis zum Tod. Eine weitere moralische Stütze des Regimes bildet die Praxis, Kommunisten in manchen Fällen strenger zu bestrafen als Nicht-Parteimitglieder.

Auf diesen tiefen moralischen Kräften allein, viel mehr als auf Ergebnissen des marxistischen Regimes, scheint mir die große Ausstrahlung zu beruhen, die das neue Rußland über die ganze Welt hat. Auf ihnen ruht auch die zukünftige Sicherheit des Regimes und seiner Organisationsform. Es ist sehr wohl denkbar, daß der Orden des Atheismus einmal seinen Inhalt, seiner Zielsetzung nach in eine neue Richtung umschlagen wird. Unwahrscheinlich dünkt es aber, daß das Ethos verschwinden, daß die brüderliche kollektivistische Gemeinschaft gesprengt würde, denn diese ist zu tiefst gültig und könnte sich jenseits des atheistischen Materialismus wohl noch reicher entfalten als heute.

Die K. P. ist der Stützpunkt des politischen Lebens. Die einzige Möglichkeit eines Regimewechsels, die allerdings, wenn auch noch so irrational, in Rußland besteht, wäre das Auftreten irgend eines demagogischen Kondottiere oder das Erscheinen einer Art von Propheten wie Gandhi, der im Namen einer höheren Macht eine Bewegung so lenken würde, daß der Kampf auf verschiedenen Ebenen geführt werden müßte.

Wieso aber diese beiden unfaßbaren Gegenstypen des Bolschewismus länger als eine Woche leben sollten, ist mir völlig unerfindlich; denn abgesehen von Partei, Staatsautorität und roter Armee, verfügt das Regime über die sogenannte G. P. U. (die ehemalige Tscheka), die Staatspolizei, von der Europa, trotz aller Abertreibungen, immerhin soviel mit Sicherheit weiß, daß es schwer ist, innerhalb Rußlands das Regime zu frondieren. Ethische Haltung und ordnungsmäßige Disziplin innerhalb der Partei sind also die Grundbedingungen für ihre Macht. Denn der Bolschewismus ist ein Minoritätsregime. Rußland wird wahrscheinlich nie, jedenfalls aber noch lange nicht kommunistisch werden und auf diese Weise die heutige Minorität in eine ungefährliche Majorität verwandeln. Deshalb wird der Bolschewismus nicht erlahmen, und wir müssen mit der innern und äußern Stabilität des Regimes wohl rechnen.

Nun zum Aufbau der Partei.

Das oberste Organ ist der Parteitag, der alljährlich zusammentritt. Es pflegen ihm zwischen 1000 bis 1500 Delegierte beizuwohnen. Der Parteitag wählt das Zentralkomitee (Z. K.), die Zentral-Kontroll-Kommission (Z. K. K.), und die Zentral-Revisions-Kommission, deren Aufgabe es ist, die Schnelligkeit und die Richtigkeit der Leitung der Angelegenheiten in den Zentralorganen der Partei und die zweckentsprechende Einrichtung des Apparates des Sekretariates, des Z. K., die Masse und die Unternehmungen desselben zu revidieren. Bedingung zur Wahl in die Zentral-Revisions-Kommission ist ebenfalls mindestens zehnjährige Parteizugehörigkeit. „Das Z. K. leitet in der Zeit zwischen den Parteitagen die ganze Arbeit in der Partei, vertritt die Partei im Verkehr mit anderen Parteien, Organisationen und Anstalten, organisiert verschiedene Parteianstalten und leitet deren Tätigkeit, ernennt die Redaktion der Zentralorgane, die unter seiner Kontrolle arbeiten, und bestimmt die Redakteure der Parteiorgane der großen Parteioptionen, organisiert und führt Unternehmungen von gesellschaftlicher Bedeutung, verteilt die Kräfte und Mittel der Partei und verwaltet die Zentral-Partei-Kasse. Das Z. K. gibt der Arbeit der zentralen Sowjet- und gesellschaftlichen Organisationen durch die Parteifraaktionen die Richtung. Das Z. K. hat nicht weniger als eine Plenarsitzung in zwei Monaten. Das Z. K. bildet für die politische Arbeit das „politische Büro“, für die allgemeine Leitung der Organisationsarbeit das „Organisationsbüro“ und für die laufende Arbeit organisatorischen und ausführenden Charakters ein „Sekretariat“. Das politische Büro zusammen mit dem Generalsekretär der Partei (gegenwärtig Stalin) ist nun der wirkliche Sitz der höchsten Macht. Hier wird alles entschieden, von hier gehen alle Richtlinien für sämtliche den Staat, die Partei, die Gesellschaft, also überhaupt Rußland betreffenden Fragen aus. Die Organisation der K. P. nach unten ist territorial gegliedert. Man unterscheidet Gebiete, Gouvernements, Bezirke, Kreise, Rajons, Zellen. Der Territorialeinteilung entspricht die Parteioption. Dem Parteitag entspricht der Gebiets-, Gouvernements- usw. Kongress, dem Z. K. das Gebiets-, Gouvernements- usw. Komitee, dem Sekretariat das Gebiets-, Gouvernements- usw. Sekretariat. Desgleichen die Kontrollkommissionen. Außer diesen Parteioptionen gibt es natürlich noch Parteibürokratie, die sich in Parteikonferenzen, ebenso abgestuft wie die Kongresse, gelegentlich zur Beratung der Parteioptionen versammelt. Da die Parteifunktionäre die wesentlichen Träger des Impulses sind, kommt ihren Konferenzen große Bedeutung zu.“

Die Grundlage der Parteioption ist die Parteizelle. Die Zelle wird vom Bezirks- oder Rajonskomitee im Bestande von nicht weniger als drei Mitgliedern bestätigt. In großen Betrieben mit einer großen Anzahl Arbeiter können mit Bestätigung des Bezirkskomitees oder Rajonskomitees (in den Städten) in jedem einzelnen Fall innerhalb der allgemeinen, den ganzen Betrieb umfassenden Zelle, Abteilungsstellen organisiert werden. Die Zelle ist eine Organisation, die die Arbeiter- und Bauernmassen mit dem leitenden Parteioption

der betreffenden Zelle verbindet. Die Aufgaben der Zelle sind: a) die Durchführung der Parteiforderungen und Beschlüsse unter den Massen, b) die Heranziehung und Erziehung von neuen Mitgliedern, c) die Unterstützung des örtlichen Komitees in seiner Organisations- und Agitationsarbeit, d) die tatkräftige Beteiligung als Parteiorgan am wirtschaftlichen und politischen Leben des Landes. Zur Führung der laufenden Arbeit wählt die Zelle ein Büro auf 6 Monate. Für den Sekretär der Zelle ist eine Parteizugehörigkeit von nicht weniger als einem Jahr erforderlich. Ausnahmen sind nur mit Genehmigung des Bezirks- (oder Rajons-) Komitees gestattet.

Die Zellen sind die Nervenenden dieses merkwürdigen Organismus im russischen Körper. Durch sie bleibt das Gehirn, in dem alles Leben zusammenläuft, in stetem Kontakt mit der gesamten Bevölkerung. So ist eine wunderbare Übersicht geschaffen, und die neun Oberpriester, aus denen das politische Büro besteht, wissen auf unmittelbar direktem Weg von den Nöten, Bedürfnissen und Stimmungen der entlegenen Gebiete. Aber ebenso wie die Nerven dem Gehirn jede Kleinigkeit von der Peripherie her melden, sind sie auch das Organ, durch das das Gehirn seine Befehle ausföhrt. So werden vom politischen Büro die Interpretationen der Ereignisse ausgearbeitet und durch dieses Nervensystem dem ganzen Lande mitgeteilt.

Und um diesen Gedanken zu Ende zu denken, fügen wir noch folgenden, mehr als Bild denn als These gemeinten Vergleich hinzu: Das Nervensystem des Menschen arbeitet ununterbrochen, aber nur ganz wenige Eindrücke werden bewußt. Dieses Bewußtsein nun können wir im Gesellschaftsorganismus mit dem vergleichen, was wir Geschicht nennen. Im Leben der Völker gibt es täglich viele Ereignisse, aber nur ganz selten werden sie zu Geschichte. Das Ziel aller politischen Organisation muß es aber sein, den obersten Führern den Kopf freizuhalten für Geschichte. Der Aufbau muß so gegliedert werden, daß nur das geschichtlich Relevante überhaupt an sie herantritt, wie nur die wichtigsten Eindrücke bis in das Bewußtsein des Menschen weitergeleitet werden. Von diesem Idealzustand sind die Russen heute weniger weit entfernt als wir in Europa.

Kant-Gesellschaft Karlsruhe. Bei der vor Beihnachten stattgefundenen Hauptversammlung der Karlsruher Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft berichtete der Vorsitzende Prof. Angerer, über die Arbeit des Jahres 1927. Es fanden 8 öffentliche Vorträge, und 5 wissenschaftliche Abende statt, wodurch die Zahl der wissenschaftlichen Veranstaltungen seit der Gründung der Ortsgruppe am 18. Oktober 1919 auf 103 stieg. Der Zusammenhalt mit anderen Gesellschaften zur Vortragsgemeinschaft hat sich auch im zweiten Jahre bewährt. Herzlichen Dank sprach der Vorsitzende den Mitgliedern des Jahres, ferner Herrn Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Ott und der Technischen Hochschule für Überlassung von Vortragssälen sowie seinen beiden Mitarbeitern im Vorstand, den Dr. Strauß und W. Hoffmann aus. Den Kassenbericht erstattete Rechtsanwalt und Kantler Dr. R. Strauß. Der Jahresbeitrag bleibt bis heute 8 M., zahlbar in zwei Raten von 4 M. (Vierteljahre) am 1. Oktober und 1. Januar in der Geschäftsstelle, der Meßerschen Buchhandlung (W. Hoffmann), Karlsruhe 13 oder durch Erhebung mittels Postauftrag einen Monat nach Fälligkeit. Nächste Veranstaltung: Vortrag Dr. Hans Prager, Wien: „Die Weltanschauung Dostojewskys“ am Mittwoch, den 18. Januar im Hörsaal 87 des Anlagegebäudes.

Historische Kammerkonzerte im Bruchfaler Schloß. Die Ausführung der von der Bruchfaler Ortsgruppe der Badischen Heimat veranstalteten historischen Kammerkonzerte werden von jetzt ab vom badischen Landeskonservatorium übernommen werden. Die dem gräflich Schönbornschen Archive entnommenen alten Kompositionen werden wie bisher von Fritz Böhlen, Heidelberg, bearbeitet werden. Die musikalische Leitung liegt in Händen von Josef Weisner, der auch solistisch hervortreten wird. Daß das unter Landeskonservatoriumsdirektor Philipp so mächtig aufblühende Landeskonservatorium sich dieser schönen und dankbaren Aufgabe in allererster Linie widmen will, wird allorts freudig begrüßt werden.

Bildende Kunst in Karlsruhe

Von den Künstlern, die zur Zeit im Kunstverein ausgestellt haben, verdient besonders Hans Brasch eine ausführlichere Würdigung. Seine neuen Arbeiten verraten, daß der Maler in der Sensibilisierung der Farbe und der Zeichnung noch weiter gegangen ist als in seinen früheren Bildern. Erst fast überzart sind die Blumenbilder und Aquarelle, dann in den Farben, fein in der Zeichnung. Ein kultivierter Geschmack verrät sich in ihnen, ein „Schmeden“ der leistungsfähigsten bis dicht an die Grenze des Sittlichen. Etwas träglicher sind die Landschaftsaquarelle. Die blauen Schwarzwaldberge, der im Dunst verschwimmende See, über den sich der Regenbogen spannt, das sind die Motive, die Brasch mit uafstem Rinsel zu Papier bringt. Das Aquarell des Hafensfeldes läßt dieselbe Empfindsamkeit spüren wie die Blumenbilder; hier ist sie noch wohl am Platze, während in dem großen Bilde der Hafensfelder die Zartheit fast zur Schwächlichkeit wird. Die Alteschuit verlangt doch kräftigeres Papaden. Merkwürdig, wie Brasch seine eigene Sensibilität seinen menschlichen Modellen anempfiehlt. So werden die Mädchen- und Frauenporträts leicht etwas sentimental; der Schritt zur Gartenlaubenromantik der figürlichen Kompositionen ist nicht allzu groß. In dem Bilde des Liebespaars und in den verbundenen Seelen“ wird das, was bei den anspruchsvollen Blumenbildern als höchstes Raffinement empfunden wurde, zur unangenehmen Gefühlsduferei. Man sehnt sich bei solchen Arbeiten nach den kräftigen, einfachen Alten, wie sie Brasch früher gemalt hat.

Ein weiter Abstand trennt von diesen Arbeiten die Bilder der beiden anderen Maler der Ausstellung, Carl Wade und Wolfgang Korn. Beiden fehlt das, was Brasch fast zu viel hat, die Fähigkeit, die Form zu vereinfachen und gleichzeitig die Farbe zu differenzieren.

Zwei Graphiker schließlich, beide noch Schüler, stellen sich hier meines Wissens zum ersten Male vor. Gertrud Sente zeigt eine Reihe kleiner Zeichnungen, sauber und sicher, und ein paar hübsche Aquarelle, alles nette Kleinigkeiten, neben denen die Aquarelle leider zu Kleinlichkeiten werden. — Alfred Springer ist bedeutend anspruchsvoller, was aber seinen

Arbeiten durchaus nicht die größere Qualität gibt. Er ist eine typische Reporterbegabung. Ich kann mir denken, daß er den großen Erfolg bei illustrierten Zeitungen haben wird, denen er schnell und ohne viele Skrupeln Tagesereignisse hinczuziehen mit einem Stich ins Manieré-Mondäne, der solche Illustationen dem Publikum besonders schmackhaft macht. Dr. Str.

Karlsruher Konzerte

Von dem unzweifelhaften Aufführung, den im Gegensatz zur Oper — sie blühte jenseits der Alpen eigentlich immer — nunmehr auch das italienische Instrumentalschaffen in den letzten Jahrzehnten nach längerer magerer Zeit gewonnen hat, legte Alfredo Castella's „Elegia eroica“ bereites Zeugnis ab. Mit der Erläuterung dieses Orchesterwerkes aus der Feder eines der repräsentativsten und vielseitigsten Musiker der Gegenwart überhaupt, der sich außerdem selbst als Dirigent große Verdienste um die moderne Kunst erworben hat, setzte das badische Landesoperndirektor zugleich die Reihe der für diesen Winter angefügten Konzerte sehr erfolgreich fort. Es gab zwar nachher einigen Widerpruch, wie es angesichts der ungewohnten Schwere dieser Literatur leider zu erwarten, wenn auch vollkommen unbedeutend war, die Mehrzahl der Zuhörer stand jedoch ganz im Banne des ungeheuren Erstes der Schöpfung, die „dem unbekanntem Soldaten“ gewidmet ist. An anderer Stelle habe ich schon, obwohl ich mich damals nur mit der Partitur beschäftigten konnte, gesagt, daß mir das Werk äußerst bedeutend scheint. Nach der plastischen Wiedergabe unter Generalmusikdirektor Josef Krups, der die inneren Beziehungen des komplizierten Klanggebildes klar gliederte und durch breitere Tempi sowie dynamisch feinere Abstufungen manche Härte noch milderte, fand ich jenen Eindruck festlos bestätigt. Denn in dem Werk lebt wirklich, wie es sein Schöpfer wollte, etwas von den heiligen Schauern weiter, die uns der Weltkrieg einklopfte, und somit ist es zumindest ein sehr eigenmale der Epoche vor 12 Jahren, aber gerade dieses expressivste (1916) resultierende Angehörigkeit erhöhen seinen Wert, weil alles an sich so groß empfunden und technisch auch tat-

Mit weniger Worten ist von der andern Erläuterung dieses IV. Sinfoniekonzertes zu berichten. Gewiß, Felix Weingartner bleibt auch als Produzierender ein gebildeter und geschmackvoller Musiker, er besitzt das kompositorische Rüstzeug in achtbarem Maße, aber er überzeugt niemals tiefer, weil seine Musik gar so dünnhäutig und ohne Eigenleben dahinfließt. Sobald das Gellotzwerk (op. 60, A-Moll) z. B. erklingt, ist, weiß man kaum noch, was man gehört hat. Und dies trotz einer sehr begabten und fähigen Interpretation durch Prof. Alfred Saal (Erstgärtner), dem bekannten Quartettgenossen Wendlings, der sich darin als ein Cellist von höchstehender Kultur erweist. Außerordentlich respektabel schloß der Abend mit Schumanns erster Sinfonie. Wie schnell nahm doch deren herrliche Frühlingswelt die Herzen wieder gefangen! Josef Krups tönte freilich die einzelnen Sätze sehr sorgfältig gegeneinander ab, hielt auf lebhaftes Abhören und meist handgreifliche Farben. Mit Recht löste daher diese B-Dur-Schöpfung im ausverkauften Haus stärksten Beifall aus.

Ludwig Wöllner, seit vielen Jahren hier als Gast herzlich begrüßt und stets gedehnt gefeiert, brachte diesmal Bruchfale aus Goethes Faust zum Vortrag. Die aus dem ersten und zweiten Teil gewählten Stellen verlangen nicht nur geistig, sondern auch sprachlich das Höchste und Letzte von einem Regisseur. Der Siebzigjährige löste die gewaltige Aufgabe mit erstaunlicher Spinnkraft und jugendlicher Frische. Dank seiner eminenten Vortragskunst gelang es ihm, jede vorzeitige Ermüdung zu vermeiden. Mit eindringlicher aus seiner Schauspielerei übernommenen mimischen Andeutungen glückte es ihm aber auch, die Illusion sinnenförmigen Geschehens in den nüchternen Konzertsaal zu übertragen. So strömte vom bescheidenen Stuhl her, auf dem er lag genommen hatte, eine Fülle ergreifender Miterlebnisse auf die Zuhörer, kaum einer entzog sich den erhabenen Widern aus seiner größten Tragödie, die er meisterhaft entrollte. Als Höhepunkte seien etwa die Vertragszene zwischen Faust und Mephistopheles (erster Teil) und vor allem die letzte Szene des fünften Aktes (zweiter Teil) hervorgehoben, die er geradezu genial vorzutragte. Nachdem man zweiundeinhalb Stunden diesem klassischen Dramator gelauscht hatte, steigerte sich der Applaus zu einem seltenen Grad dankbarer Wärme. D. Sch.